

Ein jüdischer Revolutionär namens Jesus

Oberammergauer Passionsspiele eröffnen in neuer Fassung

spi. Oberammergau, 21. Mai

Am Sonntagmorgen um halb zehn geht man in Bayern eigentlich in die Kirche und nicht ins Theater. Alle zehn Jahre fällt in Oberammergau, südlich von München, beides zusammen. Das Volk auf den Gassen des idyllischen Voralpendorfes ist an diesem sonnigen Morgen gekleidet wie sonst für den Gottesdienst, doch der Esel, die Schafe und Ziegen, die auch zum Ort des Geschehens gebracht werden, gehören üblicherweise nicht zur Liturgie. Nach der Überlieferung haben die Bewohner des Ortes im Jahr 1633 ein Gelübde abgelegt, dass sie alle 10 Jahre ein Passionsspiel abhalten würden, wenn der Ort von weiteren Heimsuchungen durch die Pest verschont bliebe. Solch frommes Theater gab es damals an vielen Orten in Mitteleuropa. Das Besondere an Oberammergau ist seine fast lückenlose Tradition, die auch die Zeiten überdauerte, als die katholische Kirche die Vermengung von Religion und Possenspiel als nicht mehr ins Konzept passend verbot.

Von Briten entdeckt

Konsequent blieben die Oberammergauer auch bei der Beschränkung auf die eigene Bevölkerung. Bis heute, mit rund einer halben Million Besuchern in über 100 Vorstellungen, dürfen nur Personen mitwirken, die seit mindestens 20 Jahren im Ort wohnen. Von Kindesbeinen an ist das Leben der Oberammergauer durch das Spiel bestimmt und strukturiert. Statistiken sollen ausagen, dass sich in der Zeit vor einem Passionsommer markant weniger Sterbefälle in der Gemeinde ereignen. Man hält durch, um noch einmal dabei sein zu können – und sei es nur im jubelnden oder «Kreuziget ihn!» rufenden Volk.

Mitte des 19. Jahrhunderts berichteten britische Reiseschriftsteller von jungen Wanderern, die in einem einsamen Bergtal ein Dorf voller gottesfürchtiger Holzschnitzer entdeckt hätten, die mit ihren wallenden Haaren und langen Bärten aussähen wie auf den Gemälden der alten Meister und die in frommer Einfalt und heiliger Inbrunst ein Passionsspiel aufführten. Daraufhin kamen Jahrzehnt für Jahrzehnt immer mehr zivilisationsmüde Briten, später auch Amerikaner nach Oberammergau, um hier eine für versunken gehaltene

heile Welt wiederzufinden. Ihre Berichte klingen verdächtig ähnlich verklärt wie jene, die junge Globetrotter rund 100 Jahre später aus Nepal von den tibetischen Klöstern mitbrachten. Doch so naiv, unschuldig und von der Welt abgeschlossen, wie die Besucher sie gerne sahen, waren die Oberammergauer eigentlich nie. Schon früh waren sie durch den internationalen Handel mit ihren Holz-erzeugnissen recht weltgewandte und geschickte Geschäftsleute. Und als solche liessen sie die Pilger gerne in deren Glauben. Heute ist das Passionsspiel ein wichtiger Motor für den Absatz in den unzähligen Schnitzkunst-Geschäften im Ort. Es fällt allerdings auf, dass inzwischen Krippenfiguren, der idyllische Anfang des Lebens Christi, sich offenbar weit besser verkaufen als Kruzifixe, die vom bitteren Ende künden.

Reformer setzen sich durch

Die grosse Beliebtheit im angelsächsischen Raum – der führende Reiseveranstalter seiner Zeit, Thomas Cook, hatte eine Vertretung im Ort – führte dazu, dass sich immer mehr auch jüdische Kreise in Amerika dafür interessierten, was in diesem Bergdorf an theologischen Inhalten vermittelt wurde. Doch erst zum Aufführungsjahr 1970, nachdem die katholische Kirche im II. Vatikanischen Konzil ihr Verhältnis zum Judentum auf eine neue Grundlage gestellt hatte, brach der Protest gegen antisemitische Tendenzen im Stück mit voller Macht los. Man trifft in diesem seit 30 Jahren erbittert geführten Kampf auf die gleichen Namen und Organisationen, mit denen es Schweizer Bankiers und Politiker in den letzten zwei Jahren zu tun hatten.

Doch im Vorfeld des Festspiels 2000 hatten sich im Dorf junge, reformerische Kräfte gegen die Traditionalisten durchgesetzt. Der Oberammergauer Christian Stückl, seit Kindertagen dabei, aber auch im «wirklichen Leben» ein anerkannter Regisseur, hatte die Passion zwar schon 1990 inszeniert, doch erst jetzt genügend Freiraum, um seine Ideen zu verwirklichen. Zusammen mit dem Textbearbeiter, dem Lehrer Otto Huber, wollte er das Stück endlich von all dem befreien, was Hitler bei seinen Besuchen 1930 und 1934 (400-Jahr-Jubiläum) daran so begeistert hatte. Intensiv setzte sich Huber mit jüdischen Wissenschaftlern und Interessengruppen aus-

einander. Es ging darum, die Juden im Stück nicht mehr in ihrer Gesamtheit als blutrünstige und machtgierige Gottesmörder darzustellen, die noch nach Generationen dafür werden büssen müssen. «Sein Blut komme über euch und eure Kinder» war der schlimmste Satz; er wurde als Ankündigung des Holocaust interpretiert. Von diesen und anderen Formulierungen haben Stückl und Huber den Text gesäubert.

Jesus spricht Hebräisch

Doch sie haben noch weit mehr getan. Sie haben einen starken, rebellischen Jesus auf die Bühne gestellt, der schon von der ersten Minute an einer ist, «an dem man Anstoss nimmt». Mit der unverschämten Selbstsicherheit, wie sie nur grosse Revolutionäre haben, tritt er der in Macht und Gesetz erstarrten Obrigkeit entgegen. Eine Beobachterin bei den Proben fühlte sich an den jungen Fidel Castro erinnert. Jesus' Genossen sind eher wilde, unangepasste Freiheitskämpfer in zerschlossenem Leinen als die gepflegten Tischgenossen von da Vincis Abendmahl. Auch wird klar gemacht: Ihr «Rabbi» ist ein Jude, der beim Pessach-Fest einen Gebetsschal trägt und einen hebräischen Segen über den Wein spricht. Er ist aber auch ein Mensch, dem man eine Liebesbeziehung mit einer sinnlichen Maria Magdalena zugesteht und der am Ölberg seine Verzweiflung

hinausschreien darf, sich in Todesangst gar gegen den Vater aufbäumend.

Sicher, für Theatergänger von heute hat das Stück seine Längen und unfreiwillig komische Situationen. Doch staunend stellt man fest, dass bei diesem einmaligen Unternehmen im Spannungsfeld zwischen professioneller Bühnenkunst, Gottesdienst und Bauerntheater etwas Neues entsteht, das alles das und nichts von dem ist. Man weiss nicht, ob man es mutig oder nur einen Tribut an die Tradition nennen soll, dass die Inszenierung der heiklen Szenen wie Geisselung, Kreuzweg und Kreuzigung keinerlei Zuflucht zu Abstraktion und Andeutung nimmt. Die «Kamera» hält quasi immer direkt und quälend lange auf das Geschehen. Für Menschen von heute, auch gläubige Christen, wirkt das verstörend.

Ist das Stück nun nach allen Streichungen und Umdeutungen frei von aller Judenfeindlichkeit? James Shapiro, ein jüdischer Literaturwissenschaftler aus New York, der ein detailreiches und kluges Buch über die Entstehung dieser Aufführung geschrieben hat, sieht genau darin das Problem. Nachdem aller Schutt beiseite geräumt ist, liegt etwas viel Grundsätzlicheres offen: Ein Christus, der angetreten ist, die Religion der Juden zu vollenden, muss für sie ein Ärgernis bleiben.